

es den beiden schon schlecht. Dieser schöne starke Mann war ein schwacher Mensch, er erlag der Großstadt. Alles verführte ihn, er konnte nirgends widerstehen, er hatte gearbeitet und hörte zu arbeiten auf und verließ seine Frau, denn andere Frauen waren freundlicher mit ihm und ersparten ihm zu arbeiten. Er war und blieb so schön, daß alle nur eiferten, ihm zu dienen.

Aber seine Frau hatte nun drei Kinder zu ernähren. Sie nähte und ging Wohnungen reinmachen, sie wusch und bügelte. Wohlfahrtsämter kümmerten sich um sie, aber sie war in allem Jammer um den Mann, um das tägliche Brot, um die kränklichen Kinder die stolze Tochter ihrer reichen Eltern geblieben; sie konnte keine Almosen annehmen. Noch als sie im Sterben lag, war bitterer und schmerzlicher als das Nagen des Krebses an ihren Magenwänden, daß ihr ältester Sohn mit seinem Verdienst für sie sorgen mußte.

Und dieser Älteste bin ich . . .

DER TOD

An dieser Stelle stocke ich. Ich möchte mich abwenden vom Bekenntnis. Es wird nie aufhören, mir das Herz zu zerreißen, daß meine Mutter achtzehn Jahre lang in der Marterkammer des Lebens geblutet hat. Nie gestöhnt. Ich habe sie nie seufzen, aber oft beten hören. Sie verstand Gott nicht, aber sie ergab sich fromm seinem Gesetz. Sie hatte als Kind eine französische Bonne gehabt, sie hatte zwei Jahre in einem englischen Institut gelebt, sie hatte Italien und Frankreich bereist, sie hatte manchmal in der Küchentür gestanden und zugesehen, wie die Köchin briet und buk. Sie hatte die Wäscherin ins Haus kommen sehen und aus dem Keller den Wrasen der kochenden Wäsche gerochen. Nie hatte sie selbst einen Finger zu rühren brauchen. Und dann, von heute auf morgen, hat sie grobe

und schwere Arbeit noch für fremde, geizige, schimpfende Menschen getan. Sie nahm das Dienen auf sich wie früher ihren Reichtum, als selbstverständlich, von Gott verhängt. Sie war eine Schweigende. Beinahe ist mir, das erste Wort, das ich von ihr gehört, sei gewesen: . . . Ich war zu ihr in die Küche geschlichen und hatte geflüstert: „Ich habe Hunger, Mutti.“ Da war sie zu mir hingekniet, hatte mich an sich gepreßt und gesagt: „Nie, solange ich lebe, sollst du etwas entbehren, mein Kind.“

Sie hat ihr Wort gehalten, bis die Krankheit sie umwarf. Und ein zweitesmal höre ich — noch heute! — sie sprechen: . . . Sie weckte mich spät abends durch einen Schrei. Sie stand am Tisch, bei einer Kerze und las einen Brief, den sie, heimkommend, gefunden. Es war Feldpost gewesen, 1916. Ich sprang aus dem Bett, in das ich vor Kälte gekrochen war, da riß sie mich an sich und stammelte: „Er ist tot . . .“

Vater war gefallen . . .

Wir wußten längst nicht mehr, wo er lebte. Aber die Mutter war ihm — ohne es uns wissen zu lassen — doch öfters begegnet. Ich habe nie entscheiden können: waren diese drei Worte: er ist tot . . . in Schmerz oder in Freude von ihr geschluchzt worden — — — Für uns drei Geschwister konnte dieser Tod nichts bedeuten. Paul, der kleine Bruder, hatte überhaupt keine Erinnerung an Vater. Unser Leben ging weiter durch Krieg, Inflation. Bis die Mutter starb. Auch nach ihrem Tod geschah alles, was ich tat, für sie.

VON DER ARMUT

Damals verdiente ich schon als zweiter Buchhalter einer chemischen Fabrik in der Müllerstraße. Wir wohnten am Gesundbrunnen. Ich verdiente aber schon seit meinem sechsten Jahr, wo ich heimlich vor der Mutter auf